

Die Bestimmung des Menschen

Von Peter Henrici SJ

»Ja oder Nein, hat das Leben einen Sinn, hat der Mensch eine Bestimmung?« – so beginnt das wichtigste Werk katholischen Philosophierens der letzten hundert Jahre.¹ Für den Denker früherer Jahrhunderte war es eigentlich selbstverständlich, daß der Mensch eine Bestimmung habe, und die Frage war nur, wie er sich dieser Bestimmung gemäß verhalten müsse. Seit drei, vier Generationen jedoch wird die Bestimmung des Menschen selbst in Frage gestellt. Er findet sich vor als zufällige Tatsache unter vielen andern – keineswegs als »Krone der Schöpfung« – in einer Welt, deren Sinnhaftigkeit nicht ohne weiteres einsichtig ist. Können wir auf die Sinnfrage eine einleuchtende Antwort geben? Läßt sich die Antwort, die der Glaube uns gibt, auch für den Menschen von heute einsichtig machen?

DAS DASEIN

Geworfenheit

Das erste, worauf mein Nachdenken stößt, ist die Tatsache, daß ich da bin. Ich finde mich selbst vor – als eine Tatsache unter vielen andern, und doch mehr als alle anderen Tatsachen; denn wenn es mich nicht gäbe, gäbe es – für mich – auch all die anderen Tatsachen nicht. Aber ist es sinnvoll, sich so im Dasein und am Leben vorzufinden – noch dazu ohne es gewollt zu haben? Müssen wir nicht Heidegger recht geben, der unser Dasein zunächst einmal als »Geworfenheit«, sinnloserweise ins Sein hineingestellt, sieht?

Und wenn ich fortfahre, über mein Dasein nachzudenken, dann muß ich als zweites feststellen, daß es einem höchst unwahrscheinlichen Zufall, ja einer unabsehbaren Verkettung von Zufällen entspringt. Wenn mein Vater und meine Mutter sich nicht gefunden hätten (unter wie vielen Menschen!), wenn sie nicht gerade mich gezeugt hätten (unter wieviel abertausenden möglicher Zeugungen!), wenn ich nicht durch vielerlei Zufälle dahin gekommen wäre, wo ich jetzt bin: dann wäre ich jetzt nicht »da«. Noch schwindelerregender wird die Sache, wenn ich von meinen Eltern aus rückwärts zu denken versuche: Ge-

¹ Maurice Blondel, *L'Action* (1893), S. VII.

neration für Generation potenziert sich die Unwahrscheinlichkeit der Zufälle. Und schließlich, wenn wir ehrlich sein wollen und uns selbst nicht zu wichtig nehmen, wird man, wissenschaftlich, das Dasein gerade dieser Erde und das Dasein des Lebens auf dieser Erde und das Dasein der Menschheit unter den Lebewesen wiederum drei unendlichen Reihen von Zufällen zuschreiben müssen.

Warum sollte gerade mein Leben, hier und jetzt, einen Sinn und dazu noch einen absoluten Sinn, eine Bestimmung haben? All der Unsinn und Widersinn des Alltags – meines kleinen Alltags und des großen Alltags der Menschheit – scheint beredt für durchgängige Sinnlosigkeit zu plädieren.

Sein zum Tode

Und doch: Eines ist jedenfalls gewiß, auf eines läuft mein Leben unausweichlich und unaufhaltsam zu: auf meinen Tod. Das sagt mehr als die bloße Feststellung, daß ich da bin und ebensogut nicht dasein könnte. Es besagt etwas Sicheres: es gibt ein unumstößliches und zweifelsfrei wahres Wissen in meinem Leben, ein mir erlaubter, ja notwendiger Vorgriff auf die Zukunft. Es gibt etwas ganz Allgemeines, der ganzen Menschheit (vielleicht als einziges) Gemeinsames und dabei zugleich höchst Persönliches, schlechthin Unabtretbares und Unvertretbares: ich werde sterben.

Soll ich daraus schließen, daß ich mein Dasein als »Sein zum Tode« verstehen muß? Soll ich gar auf meinen Tod zustreben, in ihm die Erfüllung oder wenigstens die Bestimmung meines Daseins sehen? Doch so gewiß er auch ist, mein Tod ist fast von der gleichen Zufälligkeit gezeichnet wie meine Geburt. Nicht nur weiß ich nicht (und kann ich nicht wissen), wann, wo und wie er eintritt; Wann, Wo und Wie meines Todes mögen selbst reiner Zufall sein – vielleicht ein Wagen, der auf einem Fußgängerstreifen überholt ... Kann ich mein Leben wirklich auf etwas derart Unbestimmtes ausrichten, darin gar seine Bestimmung sehen? Muß ich nicht vielmehr sagen, daß mein Tod nur deshalb für mich so wichtig ist, weil er jetzt *noch nicht* eingetreten ist, weil ich jetzt noch (für wie lange noch, weiß ich nicht) am Leben bin und darum auch mein Leben selbst in die Hand nehmen kann und in die Hand nehmen soll?

Das Tun

Tatsächlich bin ich ja nicht nur da, sondern ich tue auch stets etwas, dies oder jenes, selbst wenn ich einmal sage, daß ich »nichts tue«. Das aber heißt zweierlei. Zum einen finde ich mich nicht nur vor, ich bin mir nicht nur vorgegeben oder aufgegeben, ich *bin* auch, und zwar im aktiven Verbalsinn: ich »tue

sein« (wie man dialektal, aber nicht unrichtig sagen könnte). Ausdruck dieses meines aktiven Seins ist eben mein Tun. Dieses Tun ist, zum anderen, immer *bestimmt*; es ist immer, unausweichlich, dieses oder jenes; es kann nicht alles zugleich und auch nicht keins von allen sein: es ist immer, je und je, *ein* bestimmtes Tun.

Vielleicht kommen wir so der gesuchten Bestimmung des Menschen einen Schritt näher. Mein Tun ist dies oder jenes nicht so sehr, insofern es so oder so geschieht, in dieser oder jenen Weise abläuft; es ist bestimmt, insofern es auf dies oder jenes *abzielt*, insofern ich bei und mit meinem Tun dies oder jenes »im Sinn habe«. Die Bestimmung ist etwas Vorausliegendes, noch nicht Wirklichtes und dennoch Maß-Gebendes. Dieser Art ist auch der erfragte Sinn des Lebens, die Bestimmung des Menschen: läuft mein Leben (außer zum Tod) auf etwas zu, zielt es auf etwas ab?

Die Zielausrichtung meines Tuns ist je und je in irgendeiner Form von mir selbst bestimmt; es ist letztlich immer der Handelnde selbst, der sein Tun in diese oder jene Richtung lenkt – wenn er auch nie ganz darüber verfügen kann. Sollte es mit der Bestimmung meines Lebens ähnlich sein? Sollte ich selbst meinem Leben seinen Sinn geben, oder, anders gewendet, sollte mein Leben keinen andern Sinn haben als jenen, den ich je und je meinem Tun gebe?

DIE BESTIMMUNG

Selbstbestimmung

Es scheint auf den ersten Blick Erfüllung meines höchsten Traums zu sein, wenn ich selbst meinem Leben seinen Sinn geben kann. Selbstbestimmung, Autonomie ist nicht nur ein politisches, sondern zuvor noch ein persönliches Ideal. Die Aufklärungszeit – und nicht nur sie – hat darin den höchsten Ausdruck der Menschenwürde gesehen: als mündig und verantwortlich gibt sich der Mensch seine Bestimmung selbst. Das bedeutet keineswegs, daß er seinen Launen folgen soll; vielmehr ist es seine Vernunft, das Vermögen der Selbstbestimmung, das ihm seine Ziele setzt, genauer gesagt (um mit Kant und Fichte zu sprechen), das eine Ziel, nämlich als Vernunftwesen vernünftig zu sein.

Diese philosophische Sicht, die Autonomie und Heteronomie in eins schwingen läßt, erscheint nun allerdings etwas abstrakt und konstruiert, und der gewöhnliche Alltagsverstand mag sich fragen, ob es sich nicht um einen schlechten Philosophenscherz handelt. Was habe ich davon, wenn es meine eigene Vernunft ist, die mir ein unerbitterliches »Du sollst« zudiktiert? Bin ich dadurch etwa freier und mehr ich selbst geworden? Ist es letztlich nicht zutiefst enttäuschend, wenn mir mein Lebenssinn nur als kategorischer (und letztlich

doch unerfüllbarer) Imperativ dargeboten wird? War die vorkantische Ethik, die den Sinn des Lebens immerhin in der *vita beata*, im glückvollen Leben sah, nicht doch menschlicher und sinnvoller – wenn sie das Leben auch von einem zu erreichenden Ziel her fremdbestimmt sein ließ?

So sehr wir nach Selbstbestimmung streben, so zeigt doch schon ein kurzes Nachdenken, daß Selbstbestimmung im Vollsinn offenbar unerreichbar ist, ja vielleicht nicht einmal ein erstrebenswertes Ziel darstellt. Ich will zwar frei sein; aber was wäre denn im letzten meine Freiheit? Die Freiheit, selbst zu wählen, in wessen Abhängigkeit ich mich begeben will? Statt mich auf eine unmögliche Selbstbestimmung zu versteifen, wäre es vielleicht klüger zuzusehen, ob es eine Fremdbestimmung meines Tuns gibt, der ich innerlich zustimmen und die ich als letzten Sinn meines Lebens annehmen kann.

Fremdbestimmung

Die Fremdbestimmungen, die mein Tun je und je bestimmen, scheinen dreifacher Art zu sein: Naturnotwendigkeiten, Zufälle und Pflichten. Naturnotwendig ist all das, was meinem Tun begründend und konstituierend vorgegeben ist: mein Dasein (mit all seinen Zufälligkeiten; denn es ist notwendig zufällig), mein Heranwachsen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt, die Unmöglichkeit, mich des Tuns zu enthalten (denn Nichtstun ist auch noch ein Tun), die notwendige Ausrichtung meines Tuns auf irgendein Ziel hin, die Notwendigkeit, zwischen verschiedenen Zielen zu wählen, die Unmöglichkeit, das Nichtwählen jetzt zu verwirklichen, etc.² Zu den Zufällen dagegen gehört alles, was meine konkrete Wahlsituation hier und jetzt bestimmt und was ebensogut anders sein könnte, als es nun tatsächlich einmal ist: Ereignisse, Begegnungen, der engere und weitere Kontext meines Lebens ... Die Pflichten schließlich umfassen all das, was mir unter und in den Zielen meines Tuns nicht frei zur Wahl steht, sondern als gut vorgeschrieben oder, gebieterischer, als böse verboten ist. Zu all dem kann ich mich nicht in Freiheit selbst bestimmen; mein Tun, und damit ich selbst, sind fremdbestimmt. Zwar kann ich in viele dieser Fremdbestimmungen nachträglich einwilligen und sie zum Gegenstand meines freien Wollens machen; ich kann mich mit meiner Herkunft, meiner Geschichte usf. aussöhnen, Zufälle dankbar entgegennehmen und das bejahen, was ich soll. Damit mache ich mir jedoch immer nur das *Was* der Fremdbestimmung zu eigen; doch *daß* mein Tun überhaupt fremdbestimmt ist: dies frei zu wollen, schließt wohl einen Selbstwiderspruch ein.

So scheint denn die Bestimmung des Menschen und der Sinn des Lebens in

2 Vgl. ebd., S. VII-X.

einem Ungewollten zu liegen, und wir haben dabei nur zu wählen, ob wir dem Naturnotwendigen oder dem Pflichtgemäßen den Vorrang einräumen wollen — denn das Zufällige kann dem Leben wohl kaum seinen letzten Sinn geben. Wird die Bestimmung des Menschen im Naturnotwendigen gesucht, dann ist es seine Lebensaufgabe, dieser Natur gemäß zu leben und sie durch sein Verhalten und Tun einzuholen und zu erfüllen. Am Grunde dieser Lebensauffassung liegt die Überzeugung vom uneinholbaren Reichtum der menschlichen Mitgift: daß der Sinn unseres Lebens eigentlich nur darin bestehen kann, immer mehr Mensch zu werden und daß Freiheit im tiefsten Aneignung des Angebotenen ist. Das Spektrum dieser Auffassung reicht vom stoischen »naturgemäß leben« über das Nietzschesche »Werde, der du bist« bis hin zum christlich-scholastischen »natürlichen Verlangen nach der Gottesschau«. Für all diese Philosophien ist der Mensch zunächst einmal ein Naturwesen wie alle andern, und man unterstreicht seine Endlichkeit und Abhängigkeit.

Soll dagegen die Freiheit des Menschen herausgehoben werden, dann sucht man den Sinn des Lebens im Sollen selbst. Pflichtgemäß zu handeln ist dann die Bestimmung des Menschen; darin drückt sich seine zweifache und doch eine Würde aus, frei entscheiden zu können und auf ein ihn übersteigendes Ziel hinzustreben. Als Person, so heißt es hier, steht der Mensch über der Natur, und wäre es auch seine eigene; doch seine Freiheit ist nicht Willkür: ein höheres, geistiges Ziel, das nicht *ist*, sondern sein *soll*, ist ihr gesetzt. So ist es die höchste Erfüllung des Menschen, daß er sollen kann und in die Pflicht genommen ist. Wo immer ein Gesetz, sei es das göttliche, sei es ein selbstgesetztes, zum letzten Bestimmungsgrund des Tuns wird, steht dieses Menschenbild im Hintergrund. Wir alle kennen sie, diese Pflichtbewußten und Gesetzestreuen, für die die Erfüllung ihres täglichen und lebenslangen Soll der höchste Lebensinhalt ist; sie nötigen uns Respekt ab. Und doch: Gibt es nicht noch eine andere, menschlichere Antwort?

Liebe

»Antwort« könnte das richtige Stichwort sein. In der Bestimmung durch Naturnotwendigkeit und Pflicht ist es immer ein »Etwas«, ein Gesetztes oder Gegebenes, das mich bestimmt und dem ich durch mein freies Tun zu *entsprechen* versuche. Doch wenn mir ein »Jemand« entgegenträte und an mich einen Anspruch stellte: dann würde ich ihm nicht zu entsprechen versuchen, mein Tun wäre vielmehr, so oder so, eine *Antwort* auf diesen Anspruch. Wo ich antworten kann und muß, bin ich als verantwortlich ernstgenommen. Der Anspruch bestimmt mich nicht; er erweckt mich vielmehr zur Selbstverfügung. In der Begegnung mit Jemand fallen Fremdbestimmung und Selbstbestimmung schließlich in eins: Ich selbst bestimme mich unter dem Anruf des Anspruchs.

Am deutlichsten wird dies Verhältnis in der höchsten aller Begegnungen, die zugleich ihr Urbild ist: in der Liebe. Wenn ich einen Menschen liebe, dann ist für mich bestimmender, was er will, als was ich will. Ich suche meine Selbstbestimmung in der Fremdbestimmung. Ich *will* von ihm, dem Fremden, der mir doch so gar nicht fremd ist, bestimmt sein; das ist mein höchstes Glück, darin finde ich erstmals ganz zu mir selbst. Diese Bestimmung durch Liebe ist mehr und anders als nachträgliche Zustimmung zum Was der Fremdbestimmung; ich will vielmehr, daß ich fremdbestimmt werde. Sollte da nicht die Lösung meiner Daseinsaporie liegen?

Wenn es denkbar wäre, daß mein Leben nicht nur in seltenen Glücksfällen liebend in Anspruch genommen wird; wenn ich *alles* mir Vorgegebene und Aufgegebene als einen liebenden Anruf verstehen könnte, der Antwort erwartet: dann wäre es möglich, diese Fremdbestimmung selbst zu lieben, ja sie zu wollen als Ort der ersehnten Begegnung. Begegnung mit Jemand geschieht jedoch immer im Raum des Zufälligen; sie ist nicht errechenbar, nicht einmal im Nachhinein einsichtig zu machen: rein geschenkte Gnade, Überraschung. Vielleicht müssen wir deshalb die eigentliche Bestimmung des Menschen im unbestimmten Zufälligen suchen; vielleicht ist das eigentlich *Bestimmende* am Naturnotwendigen gerade das Zufällige an ihm: die Zufälle meiner Geburt, meiner Geschichte, meiner Fähigkeiten ... Ja, wenn wir ehrlich sind, besteht nicht auch unsere Pflicht großenteils aus Zufälligem: warum sollte ich gerade dies und nichts anderes sollen? Vom Gesichtspunkt der Liebe aus kann all dies scheinbar Unsinnige seinen tiefen Sinn erhalten: das Zufällige meines Lebens kann für mich je und je Anruf, Begegnung sein.

Aber ist diese Annahme nicht zu verwegen, mehr Wunschdenken als ernsthafte Möglichkeit? Für den Glaubenden sicher nicht; er versucht in allem, was ihn trifft, den Anruf einer verstehenden Liebe zu hören. Er muß jedoch darauf achten, daß er die Liebe nicht auslöscht; daß er den Anruf nicht wissend zu ergründen und Gott in die Karten zu schauen versucht, statt liebend je und je zu antworten und sich vom Ruf je neu überraschen zu lassen. Glaube ist Liebe, die nicht sieht (vgl. Hebr 11,1). Wer aber den Glauben nicht hat? Er könnte versuchen, so zu tun, als hätte er ihn: auf den Anruf des Zufälligen zu antworten, so gut er es versteht. Vielleicht, nein gewiß wird sich so für ihn die zunächst dunkle Möglichkeit des Glaubens nach und nach erhellen. Denn im Willen zur Antwort liebt er ja schon.

So bleibt nur noch zu sehen, wie sich denn ein derart als Antwort auf einen Anruf bestimmtes Leben konkret gestalten würde. Es gibt in der Alltagssprache ein Wort, daß diese Gestaltung umreißt: Beruf. Das Wort klingt profan und hat doch geistliche Wurzeln. Jeder Beruf, richtig gelebt, ist Antwort auf eine Berufung. Darum ist die Berufswahl, zusammen mit der Standeswahl, die wichtigste Lebensentscheidung. Wer bloß einen guten Job sucht, verfehlt seinen Beruf; doch auch ein aufgezwungener Brotberuf kann eine echte Berufung

sein. Sie läßt sich in verschiedener Tiefe leben. Auf jeder Ebene stellt sich die Einheit von Fremdbestimmung und Selbstbestimmung wieder anders dar.

DER BERUF

Die Rolle

Wer ins Berufsleben eintritt, hat zunächst den Eindruck, eine Rolle übernehmen zu müssen. Sie ist ihm in vielfacher Hinsicht vorgeschrieben: von der Tradition seines Berufes, von den Erwartungen, die man an ihn stellt, von seiner Vorbildung, seiner Stellung usf. Wie dem Schauspieler ist ihm der Text seines Auftritts und die Interaktion mit seinen Mitspielern oft fast bis ins kleinste vorgegeben. Wie der Schauspieler muß auch er in diese Rolle persönlich hineinschlüpfen und ihr Gestalt geben. Das Ergebnis, sein Berufsverhalten, wird wie beim Schauspieler eine unlösbare Einheit von Rolle und Persönlichkeit sein. Quadfliegs Faust ist nicht der Faust Strehlers. Die Fremdbestimmung der Rolle ist je und je in Selbstbestimmung zu übernehmen.

Daraus erklärt sich das Unbehagen an der Rolle. Hätte ich immer nur eine Rolle zu spielen, wäre das Leben letztlich unbefriedigend und mein Dasein nie genügend bestimmt. »Das Motiv [der Rolle] ist so alt wie das Gleichnis vom Theaterstück für das menschliche Leben und enthält implizit die ganze Problematik, die durch dieses Gleichnis insinuiert wird: nicht nur, daß der einzelne im Welttheater eine bestimmte, ihm irgendwoher (durch die Umstände? durch Gott? durch ihn selbst?) aufgegebenen Funktion auszuführen hat, sondern auch, daß er mit dieser Rolle, die er spielt, an irgendeinem geheimnisvollen Punkt nicht identisch ist, jedoch, um wahrhaft er selbst zu sein, sich trotzdem mit ihr zu identifizieren hat. Oder soll er es doch nicht völlig und einen Abstand zwischen sich und der Rolle offenhalten, im Wissen, daß er ›im Grunde‹ auch ein anderer sein könnte, daß er, um er selbst zu sein, sich in der Rolle nicht verliehen darf? Über dieses Entweder-Oder müßte also zuerst entschieden sein, bevor man an das moderne Problem der ›Suche nach Identität‹ herangeht.«³ Wenn ich meine Rolle einfach schlicht gläubig als mir von Gott zugeordnet verstehen dürfte, wäre das Dilemma leicht zu lösen: Ich müßte versuchen, mich mehr und mehr mit meiner Rolle zu identifizieren. Doch so einfach liegen die Dinge nicht. Zuviel Menschliches und Allzumenschliches bestimmt meine Rolle. Es gilt, innerhalb dieser Rolle den *Anruf* zu hören.

3 H.U. von Balthasar, Theodramatik, I: Prolegomena. Einsiedeln 1973, S. 43; zur Rolle vgl. auch ebd., S. 100-106 und 463-553.

Die Aufgabe

Früher oder später nimmt jeder in seinem Beruf (und Vater- oder Muttersein ist durchaus auch ein Beruf!) bestimmte, ihm gestellte Aufgaben wahr, die er erfüllen muß und die vielleicht nur er erfüllen kann. Etwas als seine Aufgabe sehen, ist zunächst mehr eine neue Sichtweise als eine neue inhaltliche Bestimmung. Eine Aufgabe stellt sich mir dort, wo ein Gegenstand meiner Berufssorge meine liebende Zuwendung fordert. Dadurch unterscheidet sich die Aufgabe von der Pflicht. Meine »verdammte Pflicht und Schuldigkeit« kann ich auch widerwillig und unpersönlich-beamtenhaft erfüllen; eine Aufgabe dagegen fordert vor mir höchst persönlichen Einsatz. Man mag sich fragen, ob es überhaupt rein sachhafte Aufgaben geben kann, ob nicht hinter jeder echten Aufgabe so oder so ein Mensch oder Menschen stehen, denen zuliebe und zunutzen ich die Aufgabe erfüllen muß. *Die* eigentliche Aufgabe für mich ist jedenfalls immer ein Mensch, mit seinen Ansprüchen, Erwartungen und Nöten.

Darum steht die Aufgabe der Liebe näher als die Rolle. Eine Aufgabe läßt die Berufsausübung persönlich werden, hebt sie über bloßes Rollenverhalten hinaus. Der Lehrer, der Arzt, der Jurist, aber auch der Handwerker und der Arbeiter wachsen in dem Maße in ihren Beruf hinein und über ihn hinaus, als sie nicht bloße Sachgeschäfte und Sachpflichten vor sich sehen, sondern Menschen, Menschen, die etwas von ihnen erwarten und denen sie etwas zu geben haben. In der Aufgabe läßt sich der Anruf Gottes vernehmen als Anspruch eines Menschen an mich.

Indem ich auf diesen Anspruch zu antworten suche und mich diesem Menschen und der Aufgabe zuwende, mache ich die Fremdbestimmung zu meiner Selbstbestimmung. Hier gibt es keine Identifikationsprobleme mehr wie bei der Rolle; jede Aufgabe ist eine Aufgabe für mich ganz persönlich, und wenn ich vorher Schwierigkeiten hatte, mich mit meinem Beruf zu identifizieren: sobald ich eine echte Aufgabe wahrzunehmen beginne, beginnen sich diese Schwierigkeiten zu lösen. Ich beginne den *Sinn* meiner beruflichen Rolle zu sehen. Mein Beruf muß zur Aufgabe werden: so könnte die Anweisung zu einem gelingenden Leben lauten.

Doch damit ist noch nicht alles gesagt. Aufgaben stellen sich mir je und je; es kommt darauf an, sie wahrzunehmen. Aber auch wenn ich sie wahrnehme: Aufgaben erfüllen nicht mein ganzes Leben; sie fangen an und hören auf. Selbst die vornehmste und langdauernde Aufgabe, Vater oder Mutter, Gatte oder Gattin zu sein, geht zu Ende oder versickert, wenn die Kinder erwachsen werden und der Ehepartner stirbt. Zudem nimmt auch die anspruchsvollste Aufgabe immer nur einen Teilbereich meines Lebens in Anspruch; kein Mensch kann und darf mich in jeder Beziehung beanspruchen – sonst macht er mich zum Sklaven und ich ihn zu meinem Götzen. So stellt sich die neue

Frage: Kann es eine Bestimmung meines Lebens geben, die solch notwendiger Beschränkung nicht unterliegt?

Die Sendung

Die einzig mögliche Antwort scheint zu lauten: ja – dann nämlich, wenn Gott selbst mein Leben in Anspruch nimmt. Für ihn und ihm gegenüber gibt es keine Beschränkungen. »Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit *ganzem Herzen*, mit *ganzer Seele* und mit *allen* deinen Kräften« (Dt 6,4). Aber ist ein solcher Gesamtanspruch überhaupt denkbar? Ist er nicht notwendig immer vermittelt durch mannigfaltige Einzelansprüche und Einzelaufgaben? Die Frage ist, ob sich diese Vermittlungen *als* Vermittlungen erkennen lassen, so daß das Vermittelte, der Gesamtanspruch, immer noch vor und über allen Vermittlungen, den Einzelansprüchen, läge, wenn es sich auch nur durch sie und in ihnen erkennen ließe. Einen Gesamtanspruch Gottes an ein Leben nennen wir eine Sendung, abbildlich zum Urbild jeglicher Sendung, der Sendung des Gottessohnes, wo die göttliche Inanspruchnahme die Menschheit Jesu allererst zum Dasein bringt. Wer an dieses Urbild glaubt, wird auch glauben, daß es Abbilder geben kann; er ist bereit, die Einzelaufgaben als Vermittlungen eines Gesamtanspruchs zu verstehen. Ja, er wird sogar glauben, daß jedes Menschen Dasein Abbild des Urbilds sein muß. Das heißt: daß hinter jedem Dasein, meinem und deinem, eine Sendung steht, ein Gesamtanspruch Gottes, der dieses Dasein begründet und bestimmt und den es zu entdecken gilt.

Manche Menschen entwickeln ein ausgesprochenes Sendungsbewußtsein. Das ist genau das Gegenteil von dem, was hier gemeint ist. Auf mein Sendungsbewußtsein bilde ich mir etwas ein, damit baue ich meine Persönlichkeit auf (und gehe dabei meinen Mitmenschen auf die Nerven); das Wissen dagegen, daß Gott mich in Anspruch nimmt, läßt mich klein werden, hellhörig für alle Einzelansprüche und vor allem: selbst-los. »Wer sein Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen« (Lk 9,24). Das ist ebensosehr psychologische Erfahrung als Offenbarungswahrheit. Die Bestimmung des Menschen und der Sinn seines Lebens können letztlich nur darin bestehen, daß er von einem Größeren in Anspruch genommen und so in Liebe über sich selbst hinausgeführt wird.

Weil sie mich über mich selbst hinausführt, ist die göttliche Sendung schlicht. Sie steht quer zu meinen hochfliegenden Plänen. Oft nehme ich sie nicht wahr, weil sie allzu selbstverständlich und naheliegend ist. Meine Fähigkeiten, meine Ausbildung, meine Lebensgeschichte umreißen oft schon die Sendung und weisen den Weg in die Zukunft. Ich weigere mich, dies als Sendung anzuerkennen, weil es mir nicht außerordentlich genug ist. Ich möchte, wenigstens vor Gott, etwas Besonderes sein. Manchmal lenkt die Sendung,

durch eine Reihe von Zufällen und Begegnungen, mein Leben in eine neue Richtung, ganz anders als ich es gewünscht und erträumt hätte – »und führen, wohin du mich willst« (Joh 21,18). Die Zufälle sind oft so unbedeutend, die Begegnungen so zufällig, ja manchmal spielt auch meine Sünde mit hinein, daß ich mich wiederum weigere, dies als Gottes Führung und Sendung anzusehen. Aber vielleicht geht es mir eines Tages in der Rückschau auf, daß mein Leben einen neuen und tieferen Sinn erhalten hat.

Vor allem aber: Die Sendung bedeutet stets ein Gesandtwerden, ein Weg von mir auf andere zu. Hier werde ich nicht mehr, wie von der Aufgabe, durch meine Liebe allererst aus mir selbst hervorgehoben; jetzt finde ich mich draußen, hingestellt in den kalten Zugwind des Lebens, und es heißt: Geh, handle, setz dich ein! Wer einmal erkannt hat, daß hinter seinem Dasein eine Sendung steht (ihr Was bleibt wohl notwendig verschleiert), der sieht auch die Geworfenheit seines Daseins mit anderen Augen. Sie spricht ihm nun nicht mehr vom Un-Sinn des Lebens, sondern davon, daß er hinausgesandt ist, in Liebe Aufgaben zu erspüren.